



Der Christenbote

◆ ◆ ◆ Monatsblatt ◆ ◆ ◆

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Santa Catharina
und in Mittelbrasilien.

Herausgegeben von der Evangelischen Pastoral-Konferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasilien.

12. Jahrgang.

Blumenau, im September 1919.

Nr. 9.

Geduld und Glaube.

„Sie ist Geduld und Glaube der Heiligen“.

Offenbarung Joh. 13, 10.

Möchte das doch auch das Kennzeichen unserer hiesigen deutsch-evangelischen Gemeinden sein: „Sie ist Geduld und Glaube der Heiligen“. Wir wollen keine Kopfhänger sein, die sich vergraben in Schmerz und Leid über das Unglück, das uns betroffen hat. Auch zu denen möchten wir nicht gehören, die sich leichtsinnig über alles hinwegsetzen. Die Trübsal empfinden wir tief mit, aber wir verzagen nicht.

Das große Weltgeschehen wird nach den gleichen Gesetzen von demselben Gott geleitet, wie das schlichte Leben jedes einzelnen. Es geht nicht immer nach unsern menschlichen Wünschen und Erwartungen. Kleine und große Enttäuschungen bleiben niemals aus. Zu Zeiten bricht alles zusammen. Der Grund dafür ist nicht die Mißgunst der Gottheit, sondern der Uebermut, die Nachlässigkeit, der Neid der Menschen selbst. Bei der Schuldfrage dürfen wir aber nicht nur auf die andern sehen, wir müssen uns selbst mit einschließen. Das ist der erste Schritt zur Geduld. Gewiß ist es zunächst äußerst unangenehm, im Leide sich sagen zu müssen: „Ich habe es nicht besser verdient“. Dem natürlichen Menschen in uns will diese Erkenntnis gar nicht in den Sinn. Doch was nützt es den Nächsten zu grollen? Dadurch wird nichts gebessert. Wenn wir gegeneinander wüten, vermehren wir nur unsere Leiden. Damit ist nicht gesagt, daß wir auf Kosten der Wahrheit und inneren Wahrhaftigkeit vergeben sollen. Wir dürfen nicht Friede, Friede rufen, wo kein Friede ist. Es ist aber nicht richtig, sich von seiner inneren Erregung hinreißen zu lassen und zu tobten. In unsere Leidenschaft mengt sich leicht Falsches und Verkehrtes ein. Ein Christ ist streng gegen sich selbst und beurteilt die Fehler des Nächsten milder als die eigenen. Er trägt mit Nachsicht das, was ihm angetan wird. Eine solche Geduld ist keine Schwäche, sondern Kraft. Man erlebt es oft, daß gerade diejenigen, die sich am stärksten und lautesten über ein Unrecht empören, die am wildesten schelten und schimpfen, am ersten sich zufrieden geben und mit den Verhältnissen abfinden. Je mehr sie sich anfangs erregen, desto schneller beruhigen sie sich auch wieder. Nach kurzer Zeit vergessen sie ihren Zorn und wechseln völlig ihre Ueberzeugung. Dem weibischen Klagen und Jammern folgt oft unvermittelt ein plötzlicher Stimmungswechsel, ohne daß sich die Lage ändert. Im Gegensatz dazu bleibt der Geduldige in den größten Widerwärtigkeiten ruhig. Er wirft sein Vertrauen nicht weg. Geduld heißt nicht alles Unangenehme einfach hinnehmen, wie es kommt, ohne sich zur Wehr zu setzen, ohne auf Abhilfe zu sinnen. Das wird dieser Tugend so oft mit vollem Unrecht zum Vorwurf gemacht. Rechte Geduld bleibt standhaft nicht nur im Ertragen, sondern auch fest und entschieden im Kampf. Nur macht sie nicht unmögliche Worte. Jammern, Stöhnen, Klagen schaden nur, indem sie den Kampfesmut schwächen. Schweigende Geduld sammelt alle Kräfte. Sie redet nicht aber sie vergißt ebenso

wenig. Zäh Geduld überwindet alle Widerstände. Sie baut das Zerfallene wieder auf, ist die Arbeit auch noch so mühselig. Mögen noch soviel Hemmungen sich entgegenstellen, wenn sogar Rücksälle eintreten, die das Erreichte wieder zunichte machen, sie läßt es sich nicht verdrießen und beginnt erneut ihr schwieriges Werk. Diese Geduld sucht nicht nur das eigene Wohl; sondern opfert sich auch für die Sache zum Besten des Ganzen. Wenn solcher Sinn in unseren Gemeinden erhalten bleibt und weiter gepflegt wird, braucht uns um unsere Zukunft nicht bange zu werden.

Woher stammt aber die starke Geduld eines Christen? Es ist sein Glaube, der ihn innerlich erfrischt und kräftigt. Der Glaube schaut nicht auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare, auf das, was hinter den Erscheinungen steht. Wir müßten verzweifeln, wenn wir nur auf unsere gegenwärtige Lage blickten. Sie ist so ungünstig wie möglich. Der Bestand unserer Kirchengemeinden ist auf das Höchste gefährdet. Wir haben keine sichere äußere Gewähr, daß wir unsern Kindern und Nachkommen die geistigen Güter weiter vererben können, die uns bisher im Lebenskampf gestärkt und im Leid getröstet haben. Gar manche weltliche Stütze ist gebrochen. Der Schaden ist in gewisser Hinsicht unberechenbar groß. Auf der andern Seite müssen wir uns aber in dieser Zeit darauf besinnen, daß der christliche Glaube irdischen Halt gar nicht braucht. Der wahre Glaube klammert sich an den einen überirdischen Gott. Dieser hebt ihn über alle weltliche Not und Trübsal hinaus. Ein gläubiger Christ fühlt sich mit seinem Herrn und Heiland auf innigste verbunden und von allen Sorgen dadurch befreit. Manche Spötter nennen das Selbstbetrug, Mangel an Wirklichkeitsinn. Aber der Glaube hat eben nicht die gemeine Wirklichkeit im Auge. Er bezieht sich auf die verborgenen, geheimen Kräfte und Triebe. Die menschlichen Geschehnisse sind doch nicht freier Willkür und dem bloßen Zufall unterworfen. Ein verborgener Plan liegt allen Ereignissen zu Grunde. Sie folgen nicht ebenso ohne feste Regel aufeinander wie die Würfel aus dem Becher fallen. Eine bestimmte Ordnung lenkt und leitet die Welt. Vor dieser Gesetzmäßigkeit beugt sich der Glaube. Und wenn er sich so demütig unterordnet, erhebt er sich zugleich stolz. Er weiß sich von einer höheren Macht getragen über dem irdischen Gegenstand und Durcheinander. Sein Glaube bindet ihn an den Heilsplan der göttlichen Liebe, die gerade die ärmsten und verlorensten Menschen sucht, die alles wieder zurecht bringt. Der gewöhnliche Mensch kann das nicht glauben. Er erwartet höchstens in seiner Not Besserung vom Zufall. Es müßte ja doch wieder eine Aenderung eintreten, da nichts auf Erden lange sich gleich bleibt und alles dem Wechsel der Dinge unterworfen ist. Diese weit verbreitete und gewiß auch von der äußeren Erfahrung vielfach bestätigte Meinung, ist nur ein schwacher Trost. Sie macht ungeduldig, weil sie nur Abwarten heißt aber nicht zu glaubensvollem Tun anspornt. Ein heiliger Mensch, der Gott auf seiner Seite weiß und sich auf Gottes Seite stellt, tröstet sich nicht nur im Glauben an bessere Zei-

ten. Er ist tätig im Dienste Gottes, wirkt in Geduld und Glauben für das Kommen seines heiligen Reiches, in dem Friede herrscht und Gerechtigkeit.

R.

Unsere Aufgabe.

Die Aufgabe des Christenboten, der mit dieser Nummer nach langer Unterbrechung wieder erscheint, hat sich in dieser Zeit nicht verändert. Sie ist nur bedeutsamer geworden. Unser Blatt soll wieder an seinem Teile dem kirchlichen Leben unserer deutsch-evangelischen Gemeinden dienen. Es will durch Andachten und Betrachtungen des Wortes Gottes seine Leser erbauen. Gar viele haben lange keine deutsche Predigt hören können. Nicht nur unser Christenbote, auch andere ausländische, kirchliche Blätter in deutscher Sprache, die viel gelesen wurden, haben hier gefehlt. Ich habe überall gemahnt, die Bibel selbst in den Häusern mehr zu lesen. Das war ja, Gott sei Dank, nicht untersagt. Sicherlich wird das Bedürfnis nach Auslegung des Schriftwortes nicht gänzlich geschwunden sein. Es wäre eine Freude und heilsame Folge der schweren Zeit, wenn sich jetzt überall bei uns gesteigertes Verlangen nach dem Troste der heiligen Schrift regen würde.

Klärende Aufsätze, wie sie der Christenbote schon früher gebracht hat, werden in Zukunft noch nötiger tun als bisher. Die Verhältnisse haben sich gewaltig geändert. Eine Menge neuer Fragen sind bereits aufgetaucht und werden weiter auftauchen. Gar mancher wird in seiner geistigen Abgeschlossenheit wenig Neues erfahren haben; ganze Kreise unserer Gemeinden haben davon noch gar keine Ahnung. Sie haben noch gar keine oder nur verworrene Kunde, was in nahen Nachbargemeinden geschehen ist. Von den Vorgängen der großen Welt, von dem Schicksal der großen Kirche, wissen sie noch gar nichts. Da tut Berichterstattung doppelt und dreifach not, damit wir am Gesamtleben unserer Kirche wieder teilnehmen und von ihrem Geiste uns durchfluten lassen. Wir stehen sonst in Gefahr, absterbende Glieder unserer Kirche zu werden, oder ein Sonderleben weiter zu führen, das uns unfähig macht, unsere andern deutsch-evangelischen Brüder zu verstehen und mit ihnen gemeinsam zu arbeiten. Es wird darum um Mitteilungen aus allen unsern Gemeinden gebeten. So bald als möglich soll auch Näheres über das Schicksal der deutschen Heimatkirchen gebracht werden. Hier wird unser Blatt eine fühlbare Lücke auszufüllen haben, da leider die meisten Zeitungen hier im Lande hierüber wenig zu veröffentlichen pflegen. Es ist aber gewiß, daß die Zeit der christlichen Kirche jetzt nicht vorüber ist. Vor dem Kriege sah es vielfach so aus, als ob andere geistige Bewegungen und Vereinigungen ihr den Rang ablaufen würden. Sie sind gescheitert. Die Organisation der Kirche hat dadurch ihre alte Bedeutung erneut gewonnen. Freilich auch vieles in der Kirche ist als veraltet jetzt zerbrochen, anderes, was an sich noch lebenskräftig war, ist mit zu Grunde gegangen. Da gilt es neu zu bauen und Zerstücktes wieder aufzurichten. Hierzu will der Christenbote mithelfen. Seine nächste Aufgabe ist es selbstverständlich, dem kirchlichen Verbände und der Synode, in deren Mitte er erscheint und von denen er herausgegeben wird, zur inneren Kräftigung zu verhelfen und für den festen Zusammenschluß der deutsch-evangelischen Gemeinden in Santa Catharina wie in Mittelbrasilien zu arbeiten. Amtliche Bekanntmachungen, kirchliche Anzeigen und Nachrichten aus diesen Kreisen sollen vornehmlich veröffentlicht werden. Daneben soll weiter ein guter, christlich einwandfreier Unterhaltungsteil gepflegt werden. Ich bin überzeugt, daß gerade die Erzählungen aus unserm Gemeindeleben, wie sie schon früher erschienen, viele dankbare Leser gewinnen werden.

R.

Evangelisches Krankenhaus und Altenheim in Blumenau

Den Lesern des Christenboten wird es eine erfreuliche Nachricht sein, daß der Vorstand des Gemeindeverbandes den Weiterbau des Krankenhauses und Altenheims beschlossen und die Baukommission ihn bereits in Angriff genommen hat. Am 13. Februar 1916 war der Grundstein gelegt worden, und im Laufe eines Jahres war das Werk unter der Leitung des nunmehr verstorbenen Ingenieurs Weitnauer so weit gediehen, daß nur noch die Innenarbeiten, wie Legen des Fußbodens, Einsetzen der Fenster, Verputz, Wasserleitung und Kanalisation,

und die Ausführung von Nebengebäuden zu bewerkstelligen waren. Aber die vorhandenen Mittel waren erschöpft, und der Krieg nahm kein Ende. Man erhoffte von dem Frieden das Sinken der Materialpreise, und man erwartete — es kann ja offen eingestanden werden — die Unterstützung der alten deutschen Heimatkirche. Der unselige Ausgang des Krieges hat, wie so viele andere Hoffnungen und Wünsche, auch diese vernichtet. Was sollte geschehen? Von Leuten, die kein Vertrauen haben zu der Kraft evangelischen Glaubens in Brasilien, wurde der Vorschlag gemacht, man solle die Gebäude verkaufen und die gesammelten Gelder an die Spender zurückzahlen. Welches Armutzeugnis hätte sich unsere evangelische Kirche ausgestellt, wenn sie diesem kleinmütigen Räte gefolgt wäre. In einem Municip, das überwiegend evangelisch ist, soweit die deutsch-redende Bevölkerung in Betracht kommt, sollte das erste Werk gemeinsamer evangelischer Liebestätigkeit noch im Entstehen lang- und kluglos vergehen, während die Opferwilligkeit der katholischen Christen vor keiner Schwierigkeit haltmacht? Der Protestant, den die Liebe Christi dringet, protestiert gegen die Unterstellung, daß er zu keinen Geldopfern fähig sei. Jetzt heißt es erst recht: arbeiten und nicht verzweifeln! Das ist die Losung für alle Gutgesinnten im alten Vaterlande, das soll auch unsere Losung sein im Hinblick auf unser Liebeswerk. In solchem Geiste hat der Vorstand den Weiterbau beschlossen und sind die nötigen Geldmittel flüssig gemacht worden. Es ist vor allem der eifrigen, unermüdbaren Tätigkeit des Schatzmeisters der Baukommission zu danken, daß verschiedene Privatpersonen und Geschäftsfirmen sich zu hohen monatlichen Beiträgen verpflichtet haben, durch welche die Verzinsung eines Darlehns gesichert ist, nachdem bereits die Diakonisse Schwester Gertrud Vogt eine sogenannte Pfennigsammlung eingeführt hatte. Nunmehr gilt es aber auch, die Schuld allmählich abzutragen. Darum ergeht jetzt auch an die ländlichen Gemeinden, für deren Kranke und Alte die Anstalt ja hauptsächlich erbaut wird, die Bitte und Mahnung: Tragt euer Liebeswerk auf opferndem Herzen, sammelt regelmäßig Haus- und Kirchenkollekten dafür, seid fröhliche, dankbare Geber! Während sie drüben darben und hungerten, ist es euch während der letzten Kriegsjahre wirtschaftlich recht gut gegangen. Nicht wenige Kolonisten haben Contos auf Contos häufen können. Denkt daran, daß der Heiland gesagt hat: „Sammelt euch nicht Schätze auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen, und da die Diebe nachgraben und stehlen. Sammelt euch aber Schätze im Himmel“ (Matth. 6, 19 u. 20), die unvergänglich sind. Wer für das Krankenhaus und Altenheim in Blumenau opfert, ist ein Christ, der im Geiste seines Heilandes handelt. G.

Ehrendoktoren der Theologie in Brasilien.

Dem Ständigen Vertreter des Evangelischen Oberkirchenrates in Porto Alegre, Herrn Propst Lic. Braunschweig, wurde anlässlich des 400jährigen Jubiläums der Reformation von der Universität Leipzig ehrenhalber die Würde eines Doktors der Theologie verliehen. Die gleiche Ehrung wurde dem langjährigen Vorsitzenden der deutsch-evangelischen Synode in Rio Grande do Sul, Herrn Pfarrer Dr. Kotermond, São Leopoldo, von der Universität Göttingen zuteil.

Herr Propst D. Braunschweig teilte am 1. April d. J. den Geistlichen mit, daß er gedächte mit Genehmigung des Evangelischen Oberkirchenrates am 16. Mai einen längeren, zunächst aus gesundheitlichen Gründen notwendigen Urlaub anzutreten, von dem er nicht mehr in sein Amt zurückkehren würde. Wie wir erfahren haben, hat Herr Propst Braunschweig in Porto Alegre lange schwer krank darnieder gelegen, ist aber wieder soweit gesund geworden, daß er im August in Rio de Janeiro den Dampfer besteigen konnte, um seiner Familie, die bereits während des Krieges nach Deutschland gegangen war, nachzusehen.

Mit der Vertretung ist mit Zustimmung des Evangelischen Oberkirchenrats Herr Pfarrer Adolf Kollhaus, Porto Alegre, betraut worden.

Herr Propst D. Braunschweig sagt in seinem Abschiedsschreiben: „Es ist die Freude meines Lebens gewesen, an dem Aufbau einer evangelischen Kirche deutscher Zunge unter dem südlichen Kreuz gemeinsam mit den Herren Geistlichen fast acht Jahre lang haben arbeiten zu dürfen. Und es ist wehmütig für mich, daß ich aus dieser Arbeit scheiden muß in einer Zeit, da dunkle Wolken sich lagern über der Zukunft unserer Kirche und unsers Volkstammes hier wie in der Heimat drüben.“

Aber wie ich der zuversichtlichen Gewißheit lebe, daß unser deutsches Volk drüben nach innerlicher Erneuerung auch äußerlich wieder zurecht kommen wird, so bin ich trotz aller Sorgen der Gegenwart gewiß, daß unserm Volkstamm hier ein langes, fruchtbringendes Wirken beschieden sein wird, wenn in ihm die religiösen und sittlichen Kräfte lebendig bleiben, die unser wertvollstes Vätererbe bilden. Diese Kräfte in stiller, treuer Arbeit zu pflegen und wo es nottut, auf neue zu wecken, das ist die hohe Aufgabe der evangelischen Kirche, der deutschen Schule. Gottes gnädiger Segen ruhe auf aller diesen Zielen dienenden Arbeit unter unsern Glaubens- und Stammesgenossen in Brasilien!"

Die Leserschaft des Christenbotens wird Herrn Propst D. Braunschweig sicherlich gern dankbare, herzliche Abschiedsgrüße über das Meer senden. Möchten seine Wünsche bei uns in Erfüllung gehen und er selbst Genesung von seinen körperlichen Leiden wie in Familie und Amt volle Befriedigung finden.

Auch Herr Pfarrer D. Dr. Rotermund hat aus Gründen des Alters sein Amt als Vorsitzender seiner Synode und Pfarrer seiner Gemeinde niedergelegt. Auf der letzten Tagung der Synode in diesem Jahre, in Linha Broschier ist Herr Pfarrer Karl Gottschald in Porto Alegre—Navegantes zum Vorsitzenden des Vorstandes erwählt worden.

Die Lage der evangelischen Kirche in Deutschland.

Gar mancher wird sich schon gefragt haben, wie geht es der evangelischen Kirche nach der Revolution in Deutschland? Wie über viele andere Dinge kann man bis jetzt darüber keine bestimmte Antwort geben. Die Nachrichten, die man hin und wieder in den Telegrammen der großen Zeitungen findet, sind darüber spärlich. Sie sind auch widersprechend. Wenigstens erscheinen sie uns widersprechend zu sein, da wir nicht immer wissen, wie wir sie verstehen und deuten sollen. Von vornherein ist bei jeder Revolution anzunehmen, daß dabei sich die verschiedensten Strömungen geltend machen, daß auf jede Bewegung eine Gegenbewegung sich erhebt. Zur Wiederherstellung eines inneren Gleichgewichtes ist man wohl trotz der angenommenen neuen Verfassung nicht gekommen. Das was man von den neuen Bestimmungen liest, insbesondere über das Verhältnis von Kirche und Staat, mutet noch mehr als allgemeine Parteigrundsätze, wie als wirklich-praktische Rechtsgrundlage an, auf die weitergebaut werden könnte. Blicke diese Verfassung bestehen, so hinge alles von der Ausgestaltung der Gesetzgebung ab. Da erscheinen noch viele Möglichkeiten offen zu stehen. Bekanntlich bekommen die Rechtswissenschaften viel fertig, was dem einfachen Menschenverstande nicht in den Kopf will. Wirklich entschieden ist darum wohl noch so gut wie gar nichts. Die revolutionäre Woge, die die Kirche wegschwemmt, vielleicht auch alle christliche Religion beseitigen wollte, scheint sich schnell verlaufen zu haben. Einmal hieß es, in Preußen sei der Religionsunterricht in den Schulen abgeschafft, dann auf Gegenagitation, namentlich der Frauen, wieder eingeführt worden. Nur sei der Besuch nicht mehr pflichtgemäß für alle, doch nähmen 98 % der Schulkinder daran teil. Ist diese Angabe richtig, so würden alle radikalen Aenderungen und Umwälzungen keine lange Dauer versprechen. Zu bedenken ist, daß das alte Beamtentum bis jetzt geblieben ist. Dieses pflegt nicht so schnell ganz andere Verwaltungsgrundsätze anzunehmen. Da können die Parlamente viel beschließen, die Volksredner noch mehr reden, schließlich bleibt doch vieles beim Alten. Es sieht fast so aus, als ob man bereits in der evangelischen Kirche Deutschlands mehr Freiheit wünschte, und als ob sich hier der Wunsch zum Teil regte noch mehr vom Staate loszukommen. Der finanzielle Druck, der auf Deutschland lastet, wird hier wohl auch die Ausführung mancher kühn und voreilig ausgedachter Pläne hindern. Die Eigentumsfrage wird viele Erörterungen hervorrufen und langwierig sein, wo das Geld für etwa nötige Ablösungen einfach fehlt. Das gleiche gilt von der Gehaltsfrage. Viele evangelische und katholische Geistliche bekommen vom Staate Gehaltszuschüsse. Sie können nicht dem Verhungern ausgefetzt werden. Die Kirche selbst kann nicht so plötzlich ihre eigenen Einnahmen vermehren, zumal in dieser Zeit. Zum mindesten wird ein längerer Uebergangszustand geschaffen werden müssen. Solche Zustände ursprünglich als vorübergehend gedacht, pflegen dann später leicht dauernd zu werden. Sind die Zeiten wieder ruhig geworden, so will man ohne dringende Not nicht mehr ändern. Offen gestanden, es sind

mehr Vermutungen, daß es so werden wird. Wer aber die Revolution in Brasilien studiert oder miterlebt hat, wird mir zugeben, daß es wohl so kommen kann. Wie umstürzend waren, was das Verhältnis zur katholischen Kirche anbetrifft, die Lehren. In der Praxis hat sich in Brasilien wenig geändert. Nur wirklich unhaltbar gewordene Vorrechte der katholischen Kirche sind fortgefallen. Ue hnlich wird es den ehemals in Deutschland staatlich anerkannten und begünstigten Kirchen auch gehen. Eine Revolution ist weniger mit einem Erdbeben zu vergleichen, die alles umstößt, als vielmehr mit einer Hochwasserflut, die hier und da Erdboden wegrißt, dort wieder Schlamm anschwemmt, im Wesentlichen aber das Gelände unverändert läßt. Zur völligen Umgestaltung gehören Jahrhunderte und Jahrtausende. Alle Leser, besonders diejenigen, die in Blumenau das Hochwasser 1880 und 1911 miterlebt haben, werden mich verstehen, wenn ich sage, nach solchen zerstörenden Fluten muß man weniger klagen und mehr arbeiten. Das scheint man auch in Deutschland innerhalb der evangelischen Kirche begriffen zu haben und danach zu handeln. Es fehlen ja noch alle amtlichen kirchlichen Kundgebungen von drüben. Jedenfalls zu uns sind noch keine gedrungen. Ich möchte das aber mit Sicherheit schließen aus privaten Nachrichten meiner Verwandten. Ein Schwager, ein Pfarrer, widmet sich mit ganzer Kraft der sogenannten Jugendpflege. Vielleicht kommt man im Laufe der Zeit auch wieder dazu, das alte verschmähte Wort Jugendzucht zu gebrauchen. Eine junge im Kriege verwitwete Schwester besucht eine von kirchlicher Seite eingerichtete Frauenschule, um einen Beruf und Beschäftigung zu finden. Das ist ja das Wichtigste, daß keine Kräfte ungenützt bleiben. Mein Vater, ebenfalls ein Pfarrer, dem der Krieg unsagbar viel Leid gebracht hat, schrieb mir am 2. Juni freudig und zuversichtlich: „Die kirchliche Arbeit ist jetzt sehr interessant und anstrengend. Tausend neue Fragen, auch Fragen nach der neuen Verfassung, bewegen die Geister.“ Das klingt nicht verzeiwelt. Es kann die Lage darum nicht so schlimm sein. Ueberall, wo man noch mit Lust arbeitet, geht es vorwärts. Es ist leicht möglich, daß durch die Revolution die Stellung der Kirche im Volksleben gestärkt wird. Tausende müssen einsehen, daß die Versprechen der Volksführer unerfüllt geblieben sind und immer unerfüllbar sein werden. Es wird eine Zeit der Ernüchterung und Selbstbesinnung kommen. Da heißt es nur auf dem Posten zu sein. Der Verlust Deutschlands an äußerer Macht, der Mangel weltlicher Güter werden sicherlich die Seelen lenken, in der alten evangelischen Kirche, die schon öfter in schweren Schreckenszeiten großen Teilen des deutschen Volkes einen festen Halt gegeben hat, innere Kraft zu suchen und ewige himmlische Güter. Das bedeutet kein Entsagen auch auf äußeres Wiederzurecht kommen des Deutschen Reiches in dieser Welt. Im Gegenteil, die Vorarbeit der Kirche ist notwendig für eine Wiedererhebung auch nach Außen. Wer sie verschmäht, wird mit unzureichenden Mitteln an den Wiederaufbau gehen. Ich bin überzeugt, die evangelische Kirche wird in Deutschland in der Lage eines Dieners sein, den man im ersten Aerger unwillig wegwagt, nachher aber, wenn man seine Hilfe schmerzlich vermisst, flehentlich zurüdruft, weil man ohne ihn nicht fertig wird. Uns braucht darum nicht bange zu werden. Sie ist in sehr guter Gesellschaft. R.

Eine Warnung vor Wölfen in Schafskleidern.

Seit Jahren sind wir abgeschnitten von allen kirchlichen Blättern, die in deutscher Sprache in der Welt erscheinen. Die Zensur der Allierten erlaubte es in ihrem Machtbereich nicht, sie mit der Post zu versenden. Es muß von vornherein unser Verdacht erregen, wenn dagegen Sekten- und Gemeinschaftsblätter, die für eine englisch-amerikanische Frömmigkeit agitieren, deutsch gedruckt, frei durchgelassen wurden. Vor mir liegt die April—Mai—Nummer 1919 einer religiösen Zeitschrift, die in Zürich erscheint unter dem Namen „Die Verheißung des Vaters und der Sieg des Kreuzes“. Während des ganzen Krieges ist dieses Blatt regelmäßig herübergekommen. Wie ist das zu erklären? Die religiöse Richtung im engeren Sinne, die vielen Engländern und Nordamerikanern genehm sein wird, ist wohl nicht die einzige Ursache. Es wird vielmehr in versteckter Weise für die Nordamerikaner Politik gemacht. Ein harmloser Leser denkt, er habe es mit der Auslegung des heiligen Gotteswortes zu tun. In Wirklichkeit handelt es sich um eine ganz hinterlistige, politische Maché. Die Religion wird schmähdlich gemißbraucht. Das religiöse Gefühl anderer wird

selbstüchtig ausgenutzt. Das Vertrauen auf die Wahrheit der Bibel muß dem Verführer für seine Zwecke dienen. Dabei wird natürlich mit denkbar größter Dummheit gerechnet. In Zweifel kann nur sein, sind die Herausgeber solcher Blätter und die Schreiber der verführenden Aufsätze selber so geistig beschränkt und wird schon ihre Borniertheit von schlauen Betrügnern, die sich im Hintergrunde halten, ausgenutzt, oder sind sie sich der Lüge, der sie Verbreitung geben, voll bewußt? Das ist aber eine Frage, die in den seltensten Fällen klipp und klar beantwortet werden kann. Wer Lügen verbreitet, ist meistens in gleicher Weise vom Lügengeist durchseht, wie derjenige, der sie erfindet. Ebenso werden die bewußten Lügner bald in ihr eigenes Lügengewebe so verstrickt, daß sie selbst die Wahrheit nicht mehr erkennen. Die allermeisten Betrüger sind betrogene Betrüger. Die Annahme, so dumm kann niemand sein, ist selten richtig. Auch die menschliche Leichtgläubigkeit kennt keine Grenze. Die allermeisten Warnungen zur Vorsicht bleiben ohne Erfolg. Vielen Frommen erscheint schon vorsichtiges Zurückhalten in religiösen Dingen als mangelnder Glaube. Dabei fordern Jesus und die heilige Schrift vielfach auf, sich gegen frommen Betrug zu hüten. Die gefährlichste Art unwahr zu sein, ist immer die, wo scheinbar zur Ehre Gottes, in Wirklichkeit aus Selbststuhm gelogen wird. Verlogen kann ein Bericht auch sein, wenn wesentliche Stücke verschwiegen werden. In jener oben erwähnten Doppelnummer steht gleich zu Anfang ein Artikel: „Oftmals in Todesnöten“. Er beschreibt Heilungen des Verfassers von Brandwunden und einer Blutvergiftung. Da wird nur von Gebeten und Gebetserhörungen gesprochen. Kein leiblich ärztlicher Hilfsversuch wird auch nur angedeutet. Hat diese Art Unglücksfälle zu behandeln die Verheißung des himmlischen Vaters? Ein solches Vorgehen ist nicht nur körperlich, sondern auch in geistlicher Beziehung gefährlich. Wo die Heilung nicht eintritt, was doch auch frommen Gotteskindern und treuen Betern begegnen kann, wird bei dem Betroffenen wie seiner Umgebung der Gottesglaube überhaupt erschüttert. Bei dieser maßlosen Frömmigkeit treten nicht nur arge Rückschläge ein. Das ist immer möglich. Aus solchen überfrommen Kreisen kommen die frechtsten Gottesleugner. Zerrbilder christlicher Frömmigkeit erschweren vielen aufrichtigen Menschen den Gottesglauben und geben zu Hohn und Spott Anlaß. Man darf die Schuld nie nur bei den andern suchen. Wer nun noch dazu gern das Wort „Heiligung“ im Munde führt, muß sich von jedem bösen Schein besonders vorsehen. Die Geschichte der christlichen Kirche in all ihren Jahrhunderten lehrt nun vor allen Dingen äußerste Vorsicht in der Auslegung der biblischen Weisagungen, in der Deutung der Zukunft und Anwendung der biblischen Prophetie auf Zeitverhältnisse und Ereignisse der Gegenwart. „Die Verheißung des Vaters und der Sieg des Kreuzes“ hat schon monatelang vorher in der heiligen Schrift gefunden, daß es in Deutschland zur Revolution käme, und daß das Deutsche Reich eine Republik würde. Haben die Ereignisse diese Schriftdeutung bestätigt? Das wohl kaum. Es ist das ein unsinniger Gedanke. Diese Schriftauslegung hatte politischen Zweck. Sie wollte Stimmung machen und die gewünschten Ereignisse heraufführen helfen, zum mindesten den Widerstand mancher Kreise erschüttern. Das ist ja auch vielfach die Absicht der politischen Wahrsagungen, die am Anfange jedes Jahres in brasilianischen Zeitungen zu erscheinen pflegen. In der Zeit der Blüte des Griechentums leitete auf diese Weise die Priesterschaft zu Delphi die Politik, suchte wenigstens in ihrem Sinne das politische Leben zu beeinflussen, ohne die Verantwortung zu übernehmen. Denn die Rundgebungen der Pythia pflegten vieldeutig zu sein. Eine Hintertür lassen sich schlaue Betrüger immer offen. Das tut auch die April-Mai-Nummer 1919 „Die Verheißung des Vaters und der Sieg des Kreuzes“. Sie bringt unter der Überschrift „Zukünftige Ereignisse“ u. a. eine Aufteilung der Welt, namentlich in den Grenzen des alten römischen Reiches. Ein gewisser Mr. Baxter soll der Urheber der Gedanken sein. Das Ende des gegenwärtigen Zeitalters wird für das Jahr 1920 vorausgesagt. Die Darlegung soll sich auf die für diese Zwecke beliebte siebzehnte Woche Daniels gründen (Daniel 9, 24-27) und sein zehnzehntes Bild (Daniel 2, 41-44). In Boston soll der Unsinn bereits 1904 veröffentlicht sein. Man kann den amerikanischen Pferdesfuß durchfühlen. So wird der Raub Kubas im Jahre 1898 aus der heiligen Schrift gerechtfertigt. England kommt nicht ganz gut fort. Irland und Indien bekommen eigne Parlamente. Nur behält England das Protektorat. Doch wird Aegypten selbständig. Deutschland geht es sehr schlecht. Es verliert, selbstverständlich möchte man fast

sagen, Elsaß-Lothringen an Frankreich, ebenso Stüde von Baden, Württemberg und Bayern, soweit sie nicht zu Oesterreich kommen. Um den Rest bekümmert sich scheinbar der liebe Gott gar nicht, denn das Zehnkönigreich soll ausschließlich auf altrömischen Boden liegen. Vorsichtig sagt der Herausgeber: „Wir lassen es dahin gestellt sein, ob Baxter in seiner Zahlenberechnung und in seiner Verteilung der Länder an das kommende Zehnkönigreich immer das richtige getroffen hat.“ Diesen Satz werden die meisten Leser übersehen. Denn gleich darauf kommt eine Berufung auf „andere ernste Gottesmänner“, und es heißt, daß Baxter das prophetische Wort auf seiner Seite habe. Der unaufmerksame Leser meint, die Auslegung sei sicher die richtige. Später wird er aufgeklärt: „Nein, nur das prophetische Bibelwort ist sicher wahr. Die Auslegung ist dann noch einmal vorbei gelungen, wenn sie nicht ganz genau stimmt. Diese Art leichtsinniger oder arglistiger Schriftausdeutung ist ein schlimmer Schade. Es sind Wölfe in Schafskleidern, die sich ihrer bedienen.“

R.

Aus unseren Gemeinden und für unsere Gemeinden.

Blumenau. Im August hat die Diakonisse Schwester Gertrud Vogt nach siebenjähriger gezeigneter Wirksamkeit, die besonders der Krankenpflege im Regierungshospital gewidmet war, Blumenau verlassen, um über Argentinien die Heimreise nach Deutschland anzutreten. Es besteht aber die Hoffnung, daß sie im nächsten Jahre zurückkehren und dann als leitende Schwester ihre Kräfte in den Dienst des neuen Krankenhauses stellen wird.

Am 25. August hielt der Evangelische Frauenverein seine diesjährige ordentliche Hauptversammlung ab. Der Jahresbericht der Vorsitzenden Frau Koehler wies darauf hin, daß die Ausgaben im Jahre 1918 die Einnahmen erheblich überschritten haben. Treue Mitarbeit aller evangelischen Frauen tut not. Es ist doch einer gläubigen Frau unwürdig, aus dem Verein auszuschneiden mit der Begründung, daß sie einer Pflege durch die Kranken- oder Hebammenschwester nicht bedürfe. Wenn nicht der Zweckmäßigkeitgedanke, man könnte doch einmal für sich oder die Seinen eine Schwester gebrauchen, an der Mitgliedschaft festhalten läßt, so sollte der edlere Beweggrund vorherrschen, daß man zum Dank für unverdiente Bewahrung vor Krankheit und Not eine Sache unterstützt, die für andere leidende Menschen Wohltat und Barmherzigkeit ist.

Im nächsten Jahre werden auch die beiden in der Gemeinde tätigen Schwestern abgelöst werden. Da müssen für die heimreisenden und für die vom Mutterhaus in Wittenberg neu auszusendenden Schwestern die Reisekosten, die jetzt sehr hoch sind, vom Verein aufgebracht werden. Mancherlei Vorschläge zur Aufbringung der Gelder wurden in der Versammlung erörtert. Besonders erwähnt sei die von Pfarrer Gabler gegebene Anregung, Ablösungskarten aus Anlaß der Feiern von Geburtstagen, Taufen und anderen Familienfesten anzubieten. Wie üppig geht es doch oft bei solchen Feiern zu! Nicht zweierlei Kuchen genügen der auf ihre Backkunst stolzen Hausfrau, sondern vier bis sechs verschiedene Kuchen und Torten prangen auf dem Tische und legen Zeugnis ab von des Hauses Wohlstand. Quoll uns dann niemals der Bissen im Halse, wenn wir an reichbesetzter Tafel plötzlich des Jammers in Deutschland gedachten? Wünschten wir nicht oft, nur einen kleinen Teil der reichen Gottesgaben unseren Lieben in ihrer Not zuwenden zu können? Wohl an, liebe evangelische Frauen, kennt ihr solche Empfindungen, so seid ihr auch willig, jener Anregung Folge zu leisten. Gestaltet eure Familienfeiern etwas einfacher — sattessen wird sich trotzdem jeder Gast — erwerbet bei der Vorsitzenden des Frauenvereins eine Ablösungskarte, auf der geschrieben steht, daß ihr aus Anlaß des einen oder anderen Familienfestes einen Betrag von so und so viel Mk. dem Frauenverein gespendet habt, steckt diese Karte allgemein sichtbar in einen Blumenstrauß, und jedermann wird eure schöne Tat zu würdigen wissen. Man wird auch danken für euer edles Beispiel, und es ist sogar nicht ausgeschlossen, daß eure Männer euch folgen. Vielleicht findet diese Anregung auch Anklang in der Kolonie.

G.

Badensfurt. Diejenigen Gemeinden sind in der letzten Zeit die glücklichsten gewesen, von denen sich am wenigsten Neues sagen läßt. Denn das Neue war meistens nicht schön. Trotz der Beschränkungen hat das kirchliche Leben in der Gemeinde Badensfurt nie gänzlich geruht. Es ist still seinen Gang weiter gegangen. Die innere Einigkeit blieb erhalten, sie ist

vielleicht sogar gestärkt worden. Sogar eine Beitragserhöhung konnte ohne die leider dabei üblichen Streitigkeiten durchgeführt werden. Sicherlich wird die Zukunft neue und schwerere Aufgaben stellen, besonders was die religiöse Unterweisung der Jugend angeht. Das Notdürftigste konnte nur geleistet werden. Lange Zeit waren alle Schulen geschlossen. Später haben die gesteigerten Anforderungen an den portugiesischen Unterricht die andern Lehrstoffe stark zurücktreten lassen. Es ist Fürsorge zu treffen, daß die Jugend nicht gänzlich religiös verarmt aufwächst. Es wäre das nicht nur der Schade der Kirche; sondern auch der des Staates. Unser ganzes Gesellschaftsleben würde zerrüttet werden. Glücklich Weise ist diese Gefahr in der ganzen Gemeinde erkannt, wenn auch nicht in allen Familien der nötige Eifer entwickelt wird, den Kindern eine gute religiöse Erziehung zu geben. In den Gemeindeversammlungen hat der Geistliche in dieser Hinsicht stets volles Verständnis gefunden, ebenso wie in der Lehrerschaft willige Mithilfe, sodaß wir noch nicht ganz verzweifeln in die Zukunft zu sehen brauchen. Die neue Zeit erfordert immer größere Mitarbeit aller Vorstände der Kirchengemeinden zur Pflege des kirchlichen Lebens, zumal der Kreis des alten Stammes aus der Zeit der Gründung der Gemeinde sich immer mehr lichtet. Am 11. Dezember 1918 verstarb plötzlich der Kirchenrat und Hauptkassierer der Gemeinde Herr Heinrich Mische, der in den letzten neun Jahren mit lobenswerter Friedfertigkeit und großem Geschick an der Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten mitgearbeitet hatte. Sein Gedächtnis wird in Ehren noch lange erhalten bleiben. Sein Name wird mit der alten nun zu Grunde gehenden Zeit fest verknüpft sein. Möchte die neue Zeit neue Männer finden.

Bella Alliança. Der wirtschaftliche Aufschwung, den Brasilien während des Krieges genommen hat, läßt sich besonders im Reisepredigtgebiet Bella Alliança, in diesem viel versprechenden neuen Distrikt des Munizips Blumenau, beobachten. Weit hin ist der Wald neu aufgeschlagen worden. Viele Kilometer Fahrstraße sind angelegt und im Bau begriffen. Ueberall ist neu gebaut worden. Eine lebhaftere Kolonisierung verstärkt sich von Tag zu Tag. Die jungen Kolonisten kommen vorwärts. Der Tabakbau hat viel Geld gebracht. Ohne neue Einwanderung aus Europa sind auch zahlreiche deutsch-evangelische Ansiedler eingeströmt. Die älteren Gemeinden Ponta, Matador, besonders Südarm, erhielten Zuwachs an neuen Mitgliedern. Verhältnismäßig am meisten nahmen die Gemeinden Pouso Redondo und Trombudo zu. Zur Gründung einer neuen Gemeinde wird man demnächst am oberen Westarm in der Nähe der Mündung des Tapyo schreiten müssen. Die dortigen deutsch-evangelischen Bewohner, die zum Teil aus der alten Kolonie stammen, zum Teil aus Anitapolis übergesiedelt sind, wurden zum ersten Male im Mai d. J. vom Reiseprediger besucht. Im Hause des Herrn Paul Wachholz fand am 15. Mai der erste Gottesdienst mit heiligem Abendmahl statt. Auch die ersten drei Kinder wurden hier getauft. Der ehemalige Bergmann Herr Gottlieb Geisler, der schon in Deutschland lebhaftes Interesse für das Wort Gottes gezeigt hat, hielt hier schon seit einiger Zeit seinen Nachbarn häusliche Erbauungstunden. Bis vor kurzem mußte man die Reise von der Mündung des Pombas aus eine Tagereise weit im Kano auf dem Wasser machen. Auch der Verkehr der Ansiedler unter einander war nur zu Wasser möglich. Neuerdings ist eine Pflade fertig geworden. Eine Fahrstraße soll bis zum Hochlande gebaut werden. Damit wird sicherlich die Besiedlung noch lebhafter einsetzen. Das wird umso mehr der Fall sein, wenn die Ansiedler sehen, daß sie auch in Sachen der Schule und Kirche nicht gänzlich vernachlässigt sein werden. So hat denn auch die hier tätige Ansiedlungsgesellschaft, der neu zu gründenden Gemeinde ein Stück Land versprochen, das sofort mit vermessen werden soll. Hoffentlich kommt es hier schneller zum Bauen wie in Trombudo und Pouso Redondo. An beiden Orten hat die ungewisse Zeitlage hindernd mitgewirkt, daß man sich noch nicht entschließen konnte, frisch ans Werk zu gehen. Hoffentlich geht es jetzt bald mit vereinten Kräften vorwärts. So dankbar eine Gemeinde für die Aufnahme in Privathäusern sein muß, so darf dies doch nur der erste Notbehelf sein. Es ist dies ein Merkmal jeder Kirchengemeinde und ein bezeichnender Unterschied von den Sekten, daß sie möglichst schnell nach dem Besitze eigener Gebäude streben. Es ist dringend zu wünschen, daß in beiden Gemeinden Streitigkeiten wegen der Platzfrage vermieden werden. Sie pflegen die gesunde Entwicklung oft jahrelang zu hemmen und allen Mitgliedern, nicht nur denjenigen, die ihren Willen nicht durchgesetzt haben, die reine Freude über

den Besitz eines eignen Gotteshauses zu stören. In Pouso Redondo besteht bereits ein Friedhof. In seiner Umgebung, auf einer kleinen Anhöhe gelegen ein Stück Land zu schenken, hat sich Herr L. Knoblauch sen. bereit erklärt. Möchten die schon bestehenden Sammlungen eifrig fortgesetzt werden.

In Südarm genügt das schon mehrmals vergrößerte Kirchengebäude bereits wieder nicht den Anforderungen. Ein großer Teil der Gottesdienstbesucher blieb immer außerhalb des Kirchenraumes. Dadurch, daß man die Lehrerwohnung hinzunahm, wurde wohl Platz gewonnen, aber immer noch nicht vollgenügend. So ist die Gemeinde wieder genötigt, einen Baufonds zu sammeln, um einmal ein für längere Zeit ausreichendes Gotteshaus zu bauen. Die Noth des Platzmangels sind gewiß für Geistliche und Gemeinde sehr unangenehm, sie haben aber auch ihre erfreuliche Seite, da sie beweisen, daß das Gotteshaus nicht ganz umsonst da steht. Auch in Ponta muß man daran denken, demnächst einen besonderen gottesdienstlichen Raum zu schaffen, da die Schule, die bislang benutzt wurde, zu eng wird. Besser ist man in Matador daran. Hier hatte man schon früher etwas größer gebaut, wenn auch im Innern noch nicht ganz vollendet, weil sonst zu große Schulden sich angehäuften hätten. Nachdem diese abgetragen sind, konnte man an weiteren Innenausbau und innere Ausschmückung denken. Es ist dies in unsern Verhältnissen der richtige Weg, wo die Gemeinden erst heranwachsen, den Plan nie zu klein machen, und dann Stückweise den Bau auszuführen.

Die Kirchengebäude stellen aber allein noch nicht das ganze kirchliche Leben dar. Besondere Schwierigkeiten macht im Reisepredigtgebiet die religiöse Unterweisung der Jugend, da hier nur wenig Gemeindegemeinden sind. Teilweise sind sie noch zu schaffen. Teilweise sind sie wieder zur Zeit eingegangen. Als Ersatz sind Sonntagsgottesdienste für die Kinder eingerichtet. Zum Teil muß der Besuch viel besser werden, wenn sie wirklichen Nutzen bringen sollen. So ist im Reisepredigtgebiet viel Arbeit, die sich von einem Geistlichen nur im Nebenamt nicht lange mehr wird bewältigen lassen. In andern Verhältnissen als jetzt in Brasilien wäre man sicherlich schon länger zur Anstellung eines eignen Geistlichen geschritten. Dabei fehlen uns in Santa Catharina schon lange gegen früher zwei Geistliche

Herr P. Bürger, früher in Pommerode, war nach letzten Nachrichten von Ende Mai d. J. noch immer in französischer Kriegsgefangenschaft. Im Mai 1918 hatte er Hoffnung als Zivilgefangener ausgetauscht zu werden. Es war damals ein Vertrag zwischen Deutschland und Frankreich zustande gekommen. Rudweise sollte über die Schweiz eine Auswechslung stattfinden. Sie begann auch. Aber bis Oktober kam das Gefangenenlager, in dem Herr Pfarrer Bürger festgehalten wurde, nicht an die Reihe, weil es so weit von der Schweiz entfernt war. Endlich ging es im Oktober los. 5 Tage dauerte die beschwerliche Reise bis zur Schweizer Grenze. Herr Pfarrer Bürger schrieb seiner Frau, das Gepäc würde bereits nachgesehen, am andern Tage hoffe er frei zu kommen. Das wurde aber nichts. Die Sache verzögerte sich immer mehr bis mit dem Waffenstillstand im November der alte Vertrag verfiel und die Gefangenen sich auf eine weitere Gefangenschaft von unbestimmter Dauer einrichten mußten. Durch den Aufenthaltswechsel, zumal seine Frau ihn bereits in Deutschland glaubte, und nach dort schrieb, ist Herr Pfarrer Bürger viele Monate ohne jedes Lebenszeichen seiner Gattin gewesen, sodaß er schon ganz verzweifelt an einen hiesigen Amtsbruder um Auskunft schrieb. Wie viel neues, altes Elend wird die Welt erfahren, wenn erst alle Gefangenenlager aufgehoben sind. Auch die beste Gefangenenbehandlung wird in den armen geprüften Seelen tiefe Wunden und vielfach dauernde Narben hinterlassen. Wenn man nur hoffen könnte, daß Herr Pfarrer Bürger jetzt endlich entlassen ist. Das finstere Mittelalter war nicht grausamer als die hell erleuchtete Jetztzeit.

P. em. Chr. Zluhan †. Am 7. November 1918 verchied im Hospital des Deutschen Frauenvereins in Florianopolis Herr Pastor em. Christian Zluhan aus S. Izabella. Er war seinerzeit von der Basler Missionsgesellschaft ausgesandt worden und amtierte von 1878 bis 1910 im Süden unseres Staates. Seinen Wohnsitz hatte er in S. Izabella, wo er auch nach seiner Pensionierung wohnen blieb. Seine Gemeinden werden dem treuen Seelsorger, dem guten Vater der Konfirmandenanstalt, dem unermüdblichen Helfer auch in Krankheit und Not ein treues Andenken bewahren.

Für den Familientisch.

Alle Züchtigung, wenn sie da ist, dünkt sie uns nicht Freude, sondern Traurigkeit. Ebrüer 12, 12.

Es dünkt dich Traurigkeit zu sein, nur Traurigkeit, du fühlst nur Rückenschläge, und das Leid geht übers arme müde Haupt dir Well auf Welle. Doch sieh, die Nacht verrinnt, und in der Morgenhelle stehst du im Erntefeld. Es dehnt sich schnittbereit. Das Leid, das du durchlebst, war eine Sommerzeit. Da ist die Frucht gereift im Sonnenschein und Regen — nun sammelt deine Seele ihren Erntesegen. M. Feesche.

Vom Aberglauben.

Zwei Erzählungen aus der Kolonie.

Von C. Kleine.

(Wir bringen den Anfang der zweiten Erzählung, der schon in der letzten Nummer erschienen war, noch einmal.)

Christoph Zader und Martin Oswald waren Nachbarn und wohnten einander gegenüber. Nur die Landstraße trennte ihre Grundstücke. Doch standen ihre Häuser eine kleine Strecke von der Straße zurück. Sie kamen fast täglich zusammen und hielten gute Nachbarschaft. Einer half dem andern wo er nur konnte. Auch ihre Frauen vertrugen sich aufs Beste. — Zader sowohl wie Oswald waren erst ein Jahr verheiratet und gingen zu gleicher Zeit auf ihrem Lande an zu wirtschaften. — Zader betrieb nur Landwirtschaft. Er war Zigarrenmacher gewesen, aber das Sihen und der Duft des Tabaks bekam ihm nicht. Auch hatte er vielmehr Lust zum Landleben. Er fühlte sich dabei wohler und dachte gar nicht mehr an seine Profession. — Anfänglich betrieb auch Oswald nur den Landbau, aber er hatte andere Pläne im Kopfe. — Ein großer Bach mit starkem Gefälle durchschnitt sein Land. Daran wollte er eine Schneidemühle bauen. — Es dauerte aber fast vier Jahre, ehe er damit beginnen konnte. — Bis dahin hatten die beiden Nachbarn immer einig gelebt.

Als aber die Bauerei anfang, zog Oswalds Schwiegermutter, deren Mann mittlerweile gestorben war, zu ihm ins Haus, um bei ihrer einzigen Tochter den Rest ihres Lebens zu verbringen. — Sie war schon bei Jahren, die alte Bärtsch, und mit der Zeit über die Maßen abergläubisch geworden. — Sie glaubte an Hexen, Zauberer, Gespenster und böse Geister und maß den Träumen eine große Bedeutung zu. Erforschte auch Schicksale aus den Karten und anderen Dingen. — Dazu hatte sie mehrere Bücher mitgebracht, die für solche Leute geschrieben waren und ihnen noch vollends den Kopf verdrückten, den Sinn verwirrten und ganz und gar verdummen ließen. — Auch die alte Bärtsch war damit im höchsten und letzten Stadium angekommen und dachte an gar nichts anderes mehr, als was in den alten, unheilvollen Scharfeten stand. Das war ihr Evangelium, an dem nicht zu zweifeln war. — Ihre Tochter Emilie, oder Mile wie sie gerufen wurde, war dieses Gift schon in der Jugend eingemipft worden, jetzt wurde sie eine gelehrige Schülerin ihrer Mütter und bald hatten sie auch Oswald, der leider sehr viel Anlage dafür hatte, mit leichter Mühe auf ihre Seite gebracht.

Zader hatte dies alles kommen sehen und sein Möglichstes getan, um seinen Freund vor der Finsternis des Geistes zu retten, aber mit seinen Ermahnungen, Warnungen und Aufklärungen nur das Gegenteil erreicht und sich auch gleich bei dem ersten Versuch Oswald aufzuklären, die beiden Weiber zum Feinde gemacht, die nun Oswald gegen ihn aufbeugten und nicht eher ruhten, bis Zader aus ihrem Hause blieb. Natürlich kamen auch die Frauen nicht mehr zusammen. Trotzdem ging Oswald manchmal heimlich zu Zader, aber die gute, alte Freundschaft ging in die Brüche, denn Zader, dem Oswald leid tat, konnte es nicht unterlassen, seinen Freund wegen seines Unglaubens auf's Strengste zu tadeln und zu geißeln. — Als nun Zader ihm auch wieder einmal heftig zusetzte und

ihm zu bedenken gab, daß er, als Familienvater, für alles Elend was daraus entstehen müßte, verantwortlich sei und zuerst den bösen Geist aus sich selber vertreiben müßte, wenn er vor den eingebildeten Geistern Ruhe haben wollte, geriet Oswald in Wut und lief im hellen Zorn davon und kam auch niemals wieder. — Seitdem zeigte sich Oswald als Zaders erbittertesten Feind und beschuldigte ihn sogar der Zauberei, denn die alte Sybille hatte ihm eingeredet, daß Zader nur zum Schein so dagegen wäre, um jeden Verdacht von sich abzulenken, denn in Wirklichkeit sei er ein böser Hexenmeister, der mit dem obersten der Teufel ein Bündnis geschlossen hätte! Ein Traum habe ihr das entdeckt. — Und Oswald glaubte ihr das, wie er denn überhaupt alles von ihr glaubte, denn er stand jetzt schon ganz und gar unter ihrem schlimmen Einfluß.

So blieb es Jahre hindurch. — Oswalds Wirtschaft ging immer mehr rückwärts —, der sonst so fleißige und fröhliche Mann war kopfhängerisch und mutlos geworden und versäumte immer mehr die Arbeit. — Stundenlang saß er und grübelte nach über das, was er in den verderblichen Büchern gelesen oder von der Alten gehört hatte. — Stundenlang saß er auch und lernte Zaubersprüche und Bannformeln auswendig, um die bösen Geister zu vertreiben, die allnächtlich ihr Wesen bei ihm trieben. — Halbe und ganze Nächte konnte er über den Schandbüchern sitzen und ihr Gift in sich aufnehmen. — Dann ging er jedesmal den ganzen Tag wie im Traume herum, ohne etwas zu tun. — Seine Frau machte es nicht viel besser. — Nur die alte Bärtsch befand sich sehr wohl dabei, kümmerte sich aber nicht im geringsten um die Wirtschaft, und fand das Treiben ihrer Tochter und Schwiegersohnes ganz in der Ordnung. Daß die ganze Wirtschaft dabei zu Grunde ging, schien sie gar nicht zu bemerken. — Die armen Kinder wurden in demselben Geiste erzogen. Alles Kindliche hatte der unselige Aberglaube aus ihnen herausgepeitscht, sodaß sie schon am hellen Tage Gespenster sahen und des Nachts nur noch bei Licht schlafen wollten. —

In den ersten Jahren hatte die Schneidemühle viel eingebracht. — Die Bretter und das Bauholz standen gut im Preise. Ganz in der Nähe war noch Nugholz in Menge vorhanden. — Die Weide war noch jung und kräftig und Oswald griff zuerst noch tüchtig mit an. — Das war nun alles vorbei. — Die Mühle war nicht mehr in Ordnung. Das Holz müßte immer weiter geholt werden. — Dafür waren die Bretter- und Bauholzpreise bis auf die Hälfte gesunken. — Die Weide war verwildert und der Zaun überall in schlechtem Zustande. — Die Döfen, die er zum Holzheranholen notwendig gebrauchte, krepiereten der Reihe nach an Futtermangel oder wurden buchstäblich vom Ungeziefer aufgefressen und mit dem nderen Vieh ging es ebenso. — Kurz, die ganze Wirtschaft war schon in Grund und Boden verlottert und verkommen. — Oswald war auch schon längst nicht mehr der Mann dazu, um zu retten, was noch zu retten war. — Selbst, wenn er noch soviel Geistesgegenwart besessen hätte, so ließen es seine physischen Kräfte nicht mehr zu. Die vielen Nachtwachen, das viele Grübeln, die beständige Angst und Furcht hatten aus dem starken Manne einen siechen, frühzeitigen Greis gemacht. — Auch Mile ging blaß und höhl- äugig umher und hatte nur noch Interesse für den verrückten Aberglauben und was damit zusammenhing. — Die Kinder wuchsen heran und mit ihnen wuchs üppig die Giftschlange des Verderber bringenden Unglaubens. — Konnte es anders sein?

Böses gebärt Böseres — so erging es auch hier: Oswald hatte nach und nach einen Conto Geld aufgenommen. Er konnte aber nicht mehr die Zinsen beschaffen und wandte sich in seiner Not an seine Schwiegermutter, die etwas über zwei Contos auf Zinsen stehen hatte. — Das Kapital rührte vom Verlauf ihres Grundstückes her. — Sie hatte schon etliche Male mit ihren Zinsen aushelfen müssen und tat es auch nun wieder. — Nicht lange danach ging das letzte Spann Döfen ein. Die Pferde waren schon vorher krepieret und der Wagen stand beim Stellmacher zur Ausbesserung. Aber ohne Geld mochte Oswald nicht hingehen, weil er dem Stell-

macher noch seit langer Zeit schuldete. Auch konnte ihm der Wagen ohne Pferde nichts nützen. — Wenn er aber noch etwas verdienen wollte, mußte er wieder alles anschaffen. Doch dazu brauchte er wenigstens sechs- bis achthundert Mark, und er hatte nicht als Schulden. — An dem allem, davon waren sie fest überzeugt, war nur der böse Nachbar schuld, und es ging ihnen nicht eher besser, bis er auf die eine oder die andere Art unschädlich gemacht wurde. — Sie versuchten es zuerst mit ihren Zaubermitteln, ihn wegzuzaubern; sie versagten aber gänzlich. Jetzt kam die Alte auf einen teuflischen Plan, denn Zader sollte und mußte bei Seite geschafft werden. Da er nicht durch Zauberei fortgetrieben werden konnte, blieb nichts anderes übrig als ihn mit Gewalt aus dem Wege zu räumen, das heißt, ihn heimlich zu ermorden. — Die Alte hatte sich schon den mörderischen Plan in allen Einzelheiten zurechtgelegt und Oswald sollte ihn natürlich ausführen. Aber er schauderte davor zurück und weigerte sich. — Doch die Not im Hause wurde immer größer und Oswald wußte keinen Rat mehr. — Dies benutzte die rachsüchtige Alte und versprach Oswald, wenn er ihr zu Willen wäre, wollte sie einen Conto kündigen und ihm damit helfen. Sie gab ihm zwei Tage Bedenkzeit. Nach dieser Frist wollte sie, wenn er bei seiner Weigerung blieb, von ihm ausziehen und zu ihrem Sohne reisen, der in S. Paulo eine große Bäckerei betrieb und wohlhabend war, und sich nicht mehr um Oswald und Mile kümmern. Das hieß aber soviel als: sie wollte dafür sorgen, daß er oder Mile nichts mehr von ihrem Gelde zu hoffen hätten. — Sie hatte aber nur die beiden Kinder, und der Sohn, der wie gesagt, reich genug war, hatte zu Gunsten seiner Schwester auf sein Erbteil verzichtet, denn er hatte die Verhältnisse seines Schwagers durch die Mutter längst erfahren. — Die Alte hatte also ihrem Schwiegerohn, sozusagen, zuerst die Pistole auf die Brust gesetzt, um sie ihm dann in die Hand zu drücken.

Oswald wußte auch recht gut, daß sie ihn bis jetzt vor manchem Mangel und gänzlichem Untergang durch Geldspenden geschützt hatte, und ebenso gut wußte er, daß sie ihre Drohung wahr machen würde. Dazu kam noch das Drängen seiner Frau, die ihrer Mutter eifrig beistand. — Oswald, in dieser Bedrängnis, sträubte sich zwar noch, willigte aber schließlich ein. — Bei seiner schwachen Willenskraft konnte es nicht anders kommen. Die alte Bärsch, welche noch einen ganz besonderen Haß gegen Zader hegte, weil er sie einmal den bösen Hausgeist genannt hatte, säumte nun nicht, Oswald ihren Mordplan mitzutheilen. Dies geschah in der abgelegenen Schneidemühle, wo sie sich ungestört und auch ganz sicher vor den Kindern wädhnten und seitdem die Mühle still stand kam überhaupt niemand her, denn das letzte Brett war längst verkauft. — Aber das Schicksal oder vielmehr die Vorsehung Gottes wollte es anders.

Ein Mann mit Namen Christoph Weber, der in seiner frühesten Jugend von einer Peiter gefallen war und nun seinen Lebensunterhalt mit Betteln und Hausieren mit allerlei Kleinigkeiten, wie Holzpantoffel für Kinder, Butterlöffel, Becher, Blechbosen, Kinderspielzeug usw., fristete und überall unter dem Namen Bettelstoppel bekannt war, hatte sich — wie schon öfter — die einsame Mühle als Nachtquartier gewählt. — Bei Oswald durfte er nicht eintreten, die alte Bärsch hielt ihn für einen verkappten Zauberer und litt ihn nicht im Hause. — Hier, in der Mühle, hatte er einen versteckten Platz entdeckt, wo er warm liegen konnte und vor Regen und Wind geschützt war. — Stoppel, wie wir ihn der Kürze wegen nennen wollen, war todmüde angekommen und schlief bis in den hellen Morgen hinein. Jetzt weckte ihn das Getatter und Girren von vielen zahmen Tauben, die sich auf dem Dachboden der Mühle eingemistet hatten. — Er wollte sich gerade wieder fortmachen, da sah er zu seinem Schrecken einen Sohn Oswalds auf die Mühle zukommen. — Es war ein Junge von fünfzehn Jahren, der Stoppel schon wiederholt verhöhnt, verspottet und — verhaßt hatte. — Der gebrechliche Mann, der sich gegen den starken und überaus frechen Bengel nicht wehren und auch nicht flüchten konnte, versteckte sich wieder, so gut er konnte in seinem Schlupfwinkel und verhieß sich ganz still. — Der Junge hielt sich aber gar nicht in der Mühle unten auf, sondern kletterte gleich — schnell wie eine Rahe — auf den Boden nach den Tauben. — Raum war er oben, da kam Oswald mit seiner Schwiegermutter im eifrigen, halblauten Gespräch auf die Mühle zu. Sie setzten sich dicht vor Stoppels Versteck auf eine dicke Holzplanke. Sie sahen aber so, daß sie Stoppel den Rücken zuckerten. — Da auch der Junge sich oben mäusehinstill ver-

hielt, so hatten die beiden Komplizen keine Ahnung, daß sie von zwei Seiten belauscht wurden und führten alsbald ihr Komplott in lauter Sprache zu Ende. — „Ja,“ sagte Oswald gedrückt, „wie meinst du denn, daß es am besten geht?“ — „Na, das ist doch ganz leicht und macht sie wie von selbst“ — antwortete die Alte und fuhr eindringlich fort: „Du weißt doch, daß er im Gefangenenverein ist und alle vierzehn Tage nach der Wende reitet, wo sie ihre Gefangungen abhalten, und erst wieder um Mitternacht zurückkehrt. Das ist ja die rechte Stunde um ihn abzulauern. — Am Kreuzwege muß das geschehen, dort hört kein Mensch den Schuß.“ — „Wenn ihn aber jemand begleitet?“ — wandte Oswald ein. — „Wer soll ihn denn begleiten?“ — entgegnete die Alte ärgerlich. — Bartel liegt krank im Bette und sonst ist hier doch niemand mehr bei den Sängern, also mache dich übermorgen bereit und komme mir nicht wieder mit deinem „Wenn und Aber“. — Da Oswald schwieg und einen Seufzer nicht unterdrücken konnte, fuhr die Alte wieder sehr eindringlich fort: „Sei doch ein Mann und bedenke, daß es keine Sünde, sondern eine gute Tat ist, einen solchen Gesellen des Teufels dahin zu schicken, wo er schon längst hingehört. — Bedenke wohin er dich gebracht hat und sei vernünftig. — Wenn aber die Pistole versagt — ich bin Zader nicht mehr gewachsen, auch kann ich nur langsam gehen, und wenn Zader mich —“ „Schweig mit deinen ewigen „Wenns“, ich habe nun genug davon!“ — schrie die Alte ganz erbozt, dämpfte aber über sich selbst erschrocken ihre Stimme und sagte halblaut: „Du Dummkopf und Hasenfuß — ich habe die Pistole selbst geladen — auf jedem Pfropfen stehen zwei Zaubersprüche, selbst wenn du wolltest, kannst du nicht vorbeischießen. — Die Kugeln gehen direkt ins Herz, du brauchst bloß hinzuhalten und abzudrücken — soviel Kraft und Mut wirst du doch wohl noch haben, sollte man denken. — Außerdem ist noch heller Mondschein.“ — „Eben darum möchte ich's lieber in einer dunklen Nacht ausführen“ — wagte Oswald wieder einzuwenden. — Aber die Alte wurde wieder zornig und versagte kategorisch: „Uebermorgen tuft du es oder gar nicht!“ — etwas weniger streng setzte sie hinzu: „Ich binde dir eine Maske vor das Gesicht damit dich niemand kennt — nun antworte — willst du oder willst du nicht?“ — Oswald fühlte die Schlinge um seinen Hals und zitterte. — Er konnte sie nicht mehr abstreifen. — Die Verführerin brauchte bloß zuzuziehen, und daß sie es tun würde, wußte er nur zu gut, dennoch wollte er einen letzten Versuch machen, um sich von dem Strid zu befreien, der schon fest um seinen Hals lag. — Aber die schlaue Alte kam ihm zuvor und sagte schnell: „Ich nehme alle Verantwortung für die Tat auf meine Seele und mein Gewissen.“ — Jetzt endlich, antwortete Oswald aufatmend und entschlossen: „Es ist gut, Mutter, lege alles bereit, übermorgen in der Nacht gehe ich an den Kreuzweg und tue, was du verlangt hast.“ — „So bist du auch mein braver Sohn“ — lobte die Alte und setzte schlaun hinzu: „Und ich halte auch was ich dir versprochen habe. — Aber jetzt komm, es ist Zeit, daß wir wieder gehen!“ — Oswald blieb aber sitzen und sagte zögernd: „Weiß — weiß Mile darum?“ — Die Alte nickte nur und forderte ihn nochmals zum Gehen auf. — Gleich darauf hörte Stoppel wie sie sich entfernten. Dann hörte er auch noch wie der Junge sich behende von oben herabließ und eiligt davon machte. — Als Stoppel verstohlen hervorlugte, sah er ihn nach der entgegengesetzten Richtung des Hauses laufen. — Nun machte sich auch Stoppel, so schnell es seine lahmen Beine erlaubten, davon. — Die Stätte war ihm unheimlich geworden. — Wie betäubt humpelte er bis an die Landstraße. Hier setzte er sich auf eine Brücke und dachte darüber nach, was er nun machen sollte, um den Meuchelmord zu verhindern.

Das Einfachste wäre gewesen, das Komplott bei der zuständigen Behörde anzuzeigen oder dem Zader alles aufzudecken. — Aber Stoppel wollte weder das eine, noch das andere. — Um die Gründe, die ihn davon abhielten, zu verstehen, müssen wir seinen Charakter etwas näher schildern und seinen Lebenslauf in kurzen Umrissen hier hersehen. — Stoppel verlor seine Eltern schon früh. Der Vater war ein Maurer und stand sich gut, aber die Mutter starb bei der Geburt des zweiten Kindes, welches tot zur Welt kam. — Dann kam das Unglück mit Stoppel. Ueber all das Unglück, welches über ihn herein gebrochen, verlor der Mann allen Lebensmut und trank sich zu Tode. Das kleine Anwesen wurde nun versteigert. — Für Stoppel blieb nur ein kleiner Rest übrig. — Eine kinderlose, verwitwete alte Tante nahm die Waise zu sich, und Stoppel

hatte es verhältnismäßig gut bei ihr. Auch war seine Pflegemutter gewissenhaft genug das kleine Kapital ihres Pflegekindes sicher zu stellen, damit es Stoffel später einmal zu Gute käme. — Aber die gute Tante starb arm und Stoffel, der jetzt schon konfirmiert war, bekam einen Vormund, der sich sehr wenig um ihn bekümmerte und nachdem Stoffel volljährig wurde, ihn einfach auf die Straße setzte. — Der arme, verkrüppelte Mensch, den sein Vormund wohl im Hause gelitten, aber stets nur als unnützen Mitesser betrachtet und behandelt hatte, sollte sich nun allein durchschlagen. Stoffel hatte wohl einen hellen Kopf und war in der Schule stets der Beste gewesen, und so hätte er sehr gut einen Schreiberposten versehen können, aber er konnte weder längere Zeit sitzen, noch stehen, weil auch das Rückgrat bei seinem Unfall beschädigt ward. — Dadurch wurde er auch zu aller anderen Arbeit unfähig. — Jetzt stand er, wie ausgestoßen auf der Straße und wollte sätter verzweifeln, aber sein Gottvertrauen kehrte bald zurück. — Und dies war so stark, daß er auch jetzt — in der höchsten Not — sein Kapital nebst den aufgelaufenen Zinsen nicht hob, sondern in der Stadt eine Stelle suchte, aber niemand wollte den Krüppel haben. — Da ging er auf Land hinaus und hier fand er einen Bauer, der sich seiner erbarmte. — „Ich habe selbst nicht viel“ — sagte dieser menschlich fühlende Bauer zu dem Bittenden. — „aber wo fünfse essen wird sich auch Rat für dich finden. — Bleibe hier und tue, was du kannst, ich werde das Meinige auch tun.“ — Und seine Frau war von derselben Gesinnung. Stoffel war zu guten Leuten geraten und er vergaß ihnen das nie. — Zwei Jahre danach ließ sich der Bauer hereden und zog mit anderen seinesgleichen nach Brasilien. — Stoffel hob jetzt sein kleines Erbeil, welches aber mit den Zinsen, doch schon über 500 Taler betrug und zog mit. — So kam Stoffel hierher. — Um dem Bauer nicht länger zur Last zu fallen, kaufte er für den Rest seines Vermögens allerlei kleine Sachen ein und fing den schon erwähnten Handel an. — Aber es ging nur schlecht, denn der schwache Mensch konnte nur wenig tragen und nur kurze Strecken zurücklegen. —

Dem Bauer und seiner Frau tat dies leid und sie gaben sich alle Mühe um Stoffel wieder davon abzubringen, um ihn wieder in ihrer Familie aufzunehmen, aber Stoffel antwortete: „Laßt mich nur gewähren, ich weiß wohl wie gut ihr es meint, und wenn's gar nicht mehr geht, komme ich von selbst wieder zu euch.“ — Also mußten sie ihm seinen Willen lassen. — Der Bauer aber sagte ihm beim Abschied: „Halte dein Wort, wenn du krank wirst, oder sonst etwas vorkommt, so komme zu uns. Gott segnete uns hier sichtbarlich und du bist uns keine Last gewesen, als es knapp herging, wenn du also unsere Liebe verschmäht, bist du selbst schuld, wenn du Not leiden mußt.“ — Stoffel, welcher ein weiches, kindliches Gemüt hatte, brach bei diesen Worten in Tränen aus, aber er blieb bei seinem Vorsatz. — Jedoch blieb des Bauern Haus immer eine sichere Zufluchtsstätte für ihn, und dies war ihm ein großer Trost für den er Gott inihliglich dankte. — Gott verläßt die Seinen nicht. — Das hatte er an sich selbst erfahren, und der arme Krüppel war wohl reicher, in Gott, wie viele tausend andere mit gesunden Gliedmaßen. — Stoffel hatte schon viel Leid und Freud in seinem Leben erfahren, und sein leichtempfindliches Herz und Gemüt hatten es wohl zu unterscheiden gewußt. — Auch trug er sein Kreuz in Demut und Geduld, ja, mit Freuden, denn, wenn ihn jemand bedauerte, antwortete er: „Bedauert die reichen Prasser, die Wucherer oder die Irreführten, die mit ihren gesunden Beinen den rechten Weg nicht gehen können, den ich mit meinen verkrüppelten Knochen gefunden habe.“ — Es ist gut so — ich wünsche mir kein anderes Schicksal. — Was Gott tut, das ist wohlgetan — dabei will ich verbleiben!“ — So sprach der am Körper verstümmelte kleine Mann und daß es ihm aus dem Herzen kam, bezeugte der Ton seiner Stimme und sein freudig verklärtes Gesicht.

Jetzt saß er hier auf der Brücke, die über den reißenden Mühlenbach führte und weinte, weinte über das eben Erlebte und konnte es nicht fassen, wie es solche Menschen geben konnte. Aber er mußte es glauben, denn nur zu deutlich war es ausgesprochen worden, was sie im Schilde führten, und Stoffel kannte auch den finstern Geist, der diese Menschen beherrschte und so weit gebracht hatte. — Er saß noch, tief den Kopf gebeugt und mit den Händen haltend und überlegte, wie er dem Unglück vorbeugen sollte und konnte, ohne daß eine ganze Familie dabei zu Grunde ging. — Wenn er Anzeige machte bei der Polizei oder bei Zader, dann war es um Oswald und seine Komplizen geschehen. — Dies wollte er vermeiden. — Es mußte sich ein anderer Weg finden, wo sich dies verhüten

lassen konnte, und Zader dennoch vor Meuchelmord geschützt war. — Stoffel zerbrach sich noch den Kopf darüber. — Da hörte er Schritte, und als er aufschah kam Oswald daher. — Stoffel zuckte bei seinem Anblick erschrocken zusammen, aber doch nur im ersten Anblick, und ebenso schnell hatte er einen Entschluß gefaßt. [Fortsetzung folgt.]

An unsere Bezieher.

Die letzte erschienene Nummer war eine Doppelnummer Ende Oktober 1917 zum vierhundertjährigen Jubiläum der deutschen Reformation. Sie ist schon vielfach nicht in die Hände der Leser gelangt, wie auch schon die vorhergehenden Nummern nicht überall mehr eingetroffen sind. Wir sind leider nicht in der Lage, das Fehlende nachzuliefern; bitten aber uns dies nicht entgelten zu lassen und trotz der gänzlich ausgebliebenen Dezembernummer den Jahrgang 1917 voll zu bezahlen. In dankenswerter Weise ist das auch bereits vielfach geschehen. Es fehlen aber noch viele Leser; ganze Pfarrämter haben noch mit der Einsendung des Bezugsgeldes gezögert. Sie werden gebeten, dies schnell nachzuholen. Die Kasse ist noch mit Schulden belastet. Die Druckkosten hatten sich schon vorher erhöht, ohne daß wir uns zu einer Erhöhung des Bezugsgeldes hätten entschließen können. Unser Blatt ist nie ein Geschäftsunternehmen gewesen. Hauptsächlich lag uns nur an möglichster Verbreitung. Dabei fehlten alle Einnahmen eines besonderen Anzeigenteils. Um den Bezieher entgegen zu kommen und für die fehlende Dezembernummer doch einen Ersatz zu leisten, soll der Christenbote September—Dezember 1919 nur 400 Reis in Santa Catharina kosten, in Mittelbrasilien 500 Reis. Von der Zahl der Bezieher wird der Preis im Jahre 1920 abhängig sein. Es ist leicht möglich, daß der Mindestpreis nicht unter 18500 sein wird. Wir bitten um zahlreichere Neubestellungen, die Pfarrämter um Angabe der gewünschten Zahl der Exemplare und um Berichtigung der alten Adressen. Einige Werbeeemplare können auf Wunsch versandt werden. Ebenfalls sind für die Pfarrämter und Agenturen Quittungsbücher zu haben, die gern kostenfrei zugestellt werden. R.

Kirchennachrichten.

Evang. Gemeinde Blumenau.

- Sonntag, 21. Sept., 10 Uhr vorm.: Gottesd. in der Garcia; 7^{1/2} Uhr abends: Gottesd. in Blumenau.
 Sonntag, 28. Sept., 10 Uhr vorm.: Gottesd. mit heil. Abendm. in Belchior; darauf Annahme der Konfirmanden.
 Sonntag, 19. Okt., 9 Uhr vorm.: Gottesd. und Prüfung der Konfirmanden; in Blumenau.
 Sonntag, 26. Okt., 9 Uhr vorm.: Konfirmation u. heil. Abendmahl in Blumenau.

Pfarrer Gabler.

Evang. Gemeinde Badensfurt.

- Sonntag, 21. Sept.: Gottesd. in Alto Rio do Teste.
 Sonntag, 28. Sept.: Gottesd. und Feier des heil. Abendm. in Badensfurt.
 Sonntag, 5. Okt.: Gottesd. in Teste Central, Schule bei Koch.
 Sonntag, 12. Okt.: Gottesd. in Itoupavazinha.
 Sonntag, 19. Okt.: Gottesd. in Alto Rio do Teste.

Pfarrer Radlach.

Evang. Gemeinde Itoupava.

- Sonntag, 28. Sept., 3 Uhr nachm.: Gottesd. in Fidelis; darauf Annahme der Konfirmanden.
 Sonntag, 5. Okt., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Itoupava; darauf Delegiertenversammlung.
 Sonntag, 12. Okt., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Itoupava Rega; 2 Uhr nachm.: Gottesd. in Braço do Sul.
 Der Konfirmandenunterricht in Fidelis beginnt Donnerstag, den 2. Oktober, 2 Uhr nachm.

Pfarrer Gabler.

Evang. Gemeinde Timbo.

- Sonntag, 21. Sept.: Gottesd. in Cedro Alto.
 Sonntag, 28. Sept.: Gottesd. in Carijos.
 Sonntag, 5. Okt.: Gottesd. und heil. Abendm. in Timbo.

Pfarrer Krause.